XVI. Jahrg. Berlin, den 25. Januar 1908. Nr. 17.



Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Vier Nationen	105
Kriegsbereitschaft und Geldkrisis. Von Rudolf Martin	117
Fleurs animées. Von Theodor Suse	121
Selbstanzeigen. Von Schellenberg, Sergel, Burg, Höber-Schwarz	132
Die neue Losung. Von Eduard Goldbeck	134

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.

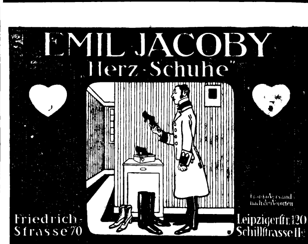


Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3 a.

1908.



EMIL JACOBY
„Herz-Schuhe"
Friedrich-Strasse 70
Leipzigerstr. 120
Schillstrasse 11



Berlin, den 25. Januar 1908.

Vier Nationen.

Drei Faktoren bestimmen die wirthschaftliche Bedeutung eines Landes: Physik, Historie und Psychologie.

Der physische Faktor umfaßt Klima und Bodenbeschaffenheit, geologische Formationen, geographische Lage und Konfiguration, innere und äußere Verkehrsmöglichkeiten, Bevölkerungzahl.

Der historische Faktor bedeutet die Ansammlungen vergangener Epochen: an Kapital, an Verkehrseinrichtungen, an gemeinnützigen Anlagen und kultureller Tradition.

Der ethische Faktor ergiebt sich aus der Veranlagung und den sittlichen Werthen der Bevölkerung.

Alle drei Faktoren sind variabel. Der erste wird vornehmlich durch Politik und Technik beeinflußt oder umgewerthet, der zweite durch zeitliche Entwickelung, der dritte durch Rassengestaltung. Außerdem ist jeder von den beiden übrigen abhängig.

Die beiden ersten Faktoren sind statistischen und wissenschaftlichen Vergleichen nicht unzugänglich, der dritte bleibt subjektiver Bewerthung unterworfen. Für die Beurtheilung der wirthschaftlichen Weltbilanz bedeutet er viel; deshalb sollte der Versuch einer vergleichenden Schätzung von Zeit zu Zeit gewagt werden.

England.

Wenn mehrere Jahrhunderte guter Einkochung eine gewisse Homogenität oder gar Reinheit der Rassen bewirken können, so ist England eine der bevorzugten Nationen der Welt. Die Homogenität äußert sich hier bereits offensichtlich: nicht nur in der übereinstimmenden Schönheit und Tüchtigkeit des Körpers, sondern auch in einem seltenen Gleichklang der Interessen und in Dem, was aus Beidem folgt.

Durch Lage und Geschichte sind die Briten Händler und Verwalter; Händler als Insulaner, Verwalter als Inhaber eines Imperium. Hierin erscheinen sie als die Erben der Römer, als die überlebenden Rivalen der Venezianer und Holländer.

Aus der Homogenität der Rasse und der Interessen entsteht eine seltene Einheitlichkeit der Politik. Man kann sagen, daß die beiden englischen diametralen Parteien sich kaum erheblicher unterscheiden als zwei liberale Schattirungen unseres Reichstages, etwa Nationalliberale und Freisinnige. Die wechselnde Regirung der beiden Parteien, die auf diese Weise patriotische Verantwortung theilen, verleiht der englischen Politik die Stabilität eines geometrischen Mittels.

Eine weitere Folge ist die Gleichartigkeit des Geschmackes und der Sitten, die sich durch ungestörte Tradition potenzirt. In den uniformen Straßen Londons birgt sich hinter jeder Fassade das gleiche Home und man möchte meinen, daß an einem bestimmten Tage zur selben Stunde neun Zehntel aller Engländer das Selbe erleben und verrichten.

Endlich ergiebt sich eine Identität des Urtheils, der Zuneigung und Abneigung, die nach außen sich als eine der stärksten Oeffentlichen Meinungen darstellt, stärker vielleicht und zugleich verständiger als die französische, nach innen eine Kräftigung der Ueberzeugung des Einzelnen hervorruft, die durch den germanischen Optimismus des Volkes zu selbstbewußtester Sicherheit anwächst. Vielleicht giebt es kein Land der Erde, in dem aus freiem Bewußtsein so viel gebilligt und so wenig gemäkelt wird; tritt zeitweilig ein witziger Mann kritisch und mit Originalitätansprüchen dem englischen Geist entgegen, so erweist er sich meist als einen fremdartigen, enterbten Kelten.

Das politische Imperium Englands bekunden die Atlanten; das wirthschaftliche erkennt Jeder, der in den Straßen der City die Messingschilder der Hausthüren studirt. Was in exotischen Ländern an Finanz- und Verkehrsunternehmungen, an Betrieben und Industrien geschaffen wurde,

ist zum großen Theil England tributär. Dies politisch-wirthschaftliche Doppelweltreich hat der Heimathinsel im Lauf der letzten Menschenalter große Reichthümer geschenkt und einen beispiellos umfassenden und wohlhabenden Mittelstand geschaffen.

Wohlhabenheit, verbunden mit der Kraft der Rasse, führte zu einem Gleichgewicht des Wollens und Könnens, das uns nur aus fernen Zeiten bekannt ist. Durch Sport und Landleben ist der Leib gekräftigt, durch mäßige Arbeit (zeitlich kürzer und durchaus nicht, wie man zuweilen hört, intensiver als die unsere) der Geist angeregt. Durch Wissen nicht allzu beengt, bewegt sich die Phantasie in den ruhigen Bahnen einer Praxis, die sie common sense nennen; Angst, Sorgen, verwickelte Gedanken und Eifer lehnen sie ab und lassen nur, wo es nöthig wird, eine gewisse Eile und Promptheit der Entschließung zu. Vielseitigkeit wird eben so wenig geübt wie äußerste Spezialisirung; Jeder wählt seinen Lebens- und Interessenkreis, seinen Verkehr und seine Ambition nicht zu eng und nicht zu weit, füllt dieses sein Gebiet aus, läßt die umliegenden gelten und strebt weder nach dem Absoluten noch nach dem Originalen. Selten findet man sie in Experimenten oder schiefen Situationen; einfach deshalb, weil Keiner sich freiwillig auf ein dubioses Gebiet begiebt. Selbst das Verbrechen ist eher Beruf und Sport als angstvolle oder leidenschaftliche Zwangesthat. Als ein Mittelding von Sport und gewerblicher Belustigung gilt ihnen Kunst, die mit allen zuläßigen Mitteln, aber ohne Innerlichkeit und Leidenschaft mehr verrichtet als geweiht wird. Aehnliches gilt vom Gottesdienst.

Diese innere und äußere Verfassung erzeugt eminente Politiker, Gubernatoren und Berufsleute. Auch Geschäftsmänner; aber mit der Einschränkung, daß sie nur in klaren und reichlichen Verhältnissen, bei guten Margen und ruhiger Konkurrenz fortkommen.

Hier liegt die Begrenzung englischer Erwerbsfähigkeit. Der Verkehr hat die Produzenten der Welt sehr nah gerückt; das Tempo des technischen Fortschrittes, der Bemühung, der Ersparniß und der Expansion wird von den Vorgeschrittensten bestimmt; wer sich besinnt oder rastet, wird überrannt.

Dem technischen Fortschritt steht entgegen der Wunsch, eine frohe, gut situirte und sportfreudige Jugend mit lexikographischer Spezialkenntniß nicht zu überlasten; steht ferner entgegen die Abneigung gegen experimentelle und nicht nachweisbar gewinnbringende Investitionen.

Das Arbeitquantum des Einzelnen ist begrenzt durch die Gewohnheit eines erholungreichen Lebens; die Neigung, über Ersparnisse nachzu-

sinnen, liegt nicht im Wesen eines Gentleman. Starke Konzentration und Ausdehnung der Unternehmungen wird nicht angestrebt, wo sie sich nicht durch die Verhältnisse aufdrängt; die Tradition erfordert, das Bestehende zu erhalten und in Ruhe zu entwickeln.

England beginnt, zu empfinden, daß es der amerikanisch-deutschen Phase des Erwerbslebens nicht mehr die selbe Präponderanz entgegenträgt, die den größten Theil des neunzehnten Jahrhunderts hindurch herrschte. Verschiedene Maßnahmen und Reformen werden besprochen, aber keine von ihnen kann die Eigenschaften der Nation, die nur an den Schwächen ihrer Vorzüge leidet, umgestalten. Und vielleicht ist sie dieser Umgestaltung auf unbestimmte Zeit enthoben: so lange nämlich ihre Aufgabe mehr auf der Seite des Erhaltens als auf der des Erwerbes liegt.

Frankreich.

Dieses Land, so erklärte einer seiner Gelehrten, wurde ehemals von blonden Franken beherrscht, während es jetzt dunklen gallolatinischen Südrassen gehört. Die Verehrung der Tradition und der Gesinnung wurde durch die Revolution vernichtet; seitdem herrschen die bürgerlichen und plebejischen Talente: Advokaten, Journalisten und Entrepreneurs. Das Land meridionalisirt sich, seine Ideale nehmen den Weg vom Glück zum Genuß, von der Ehrfurcht zum Beifall, von der Erkenntniß zur Sensation, vom Geist zum Witz. Große Qualitäten sind noch immer vorhanden: Tapferkeit, Ehrliebe, Ritterlichkeit; aber sie wollen sich nur noch vor Zuschauern sehen lassen.

In diesem Lande entscheidet die allgemeine Meinung, also der Schein. Und da wenig der Sache wegen, viel des Zweckes wegen geschieht, so ist der Schein höchster Zweck. Schon die Menschen Corneilles sprachen beständig von „ma gloire", „ma renommée"; und in der heutigen Literatur bildet neben der Liebe die Geltung fast das einzige Motiv.

Frankreich konnte im öffentlichen und wirthschaftlichen Leben dem modernen Aufbau sich nicht entziehen, der auf Organisation, somit auf Hierarchie und Beamtenthum beruht. Aber der Franzose ist Beamter wider Willen; er mag nicht für ein Anderes einstehen und wirken, sondern nur für sich selbst. Weder Lehre noch Arbeit beglückt ihn an sich; sie sind ihm Mittel zum Zweck. Deshalb lernt er am Liebsten Formelhaftes, also Prüfbares, und arbeitet am Liebsten in sich Geschlossenes, das sich präsen-

tiren läßt. Die anonyme Tagesarbeit des Angestellten wird gern verkürzt; sie beginnt mit der Erinnerung an den vergangenen Abend und verläuft in Erwartung des kommenden. Fährt man in Frankreich über eine der altmodisch konstruirten Eisenbahnbrücken, so erstaunt man, daß wirklich ein französischer Bureauingenieur sich die langweilige Arbeit gemacht hat, Spannungen und Querschnitte durchzurechnen; und geht man der Sache nach, so erfährt man denn oft genug, daß es ein Schweizer war.

Da nun Bedürfnisse und Aufwand diese Menschen sehr beschäftigen, so wird die Karriere eine bedeutende Frage, an der auch die Frauen theilnehmen. Und so prüft sich Jeder beständig, ob er nicht eigentlich größerer Beachtung, höherer Bezahlung und beträchtlicheren Einflusses würdig wäre, findet sich vielfach zurückgesetzt, giebt der Intrigue schuld und sucht Abhilfe durch Protektion.

Wo die Oeffentliche Meinung und der Wunsch, zur Geltung zu kommen, herrscht, da wird geredet. Selbst in Sitzungen nachdenklicher Geschäftsleute, die nicht erwarten, einander über ihre Interessen belehren zu können, liebt man das eigene Wort; und bei internen Berathungen rollen die Tiraden „la grandeur de la nation“ und „le développement de l'industrie“. Wo aber viel geredet wird, da bekommt man wenig Auskunft. „On réfléchira sérieusement“; „études approfondies“; „examiner de très près“: Das sind die Antworten von Leuten, die sich nicht entschließen können. Manchmal gelingt es dann dem Fragenden, einen unscheinbaren Mann zu finden, der etwas abseits in der Verwaltung sitzt und bescheiden, in schlechtem Französisch (denn er ist aus dem Elsaß oder aus Frankfurt am Main), einen klaren Bescheid giebt: Ja oder Nein.

Nüchtern und geschäftig ist der kleinere Gewerbetreibende. Auch ihm ist das Geschäft nur Mittel; es soll dem Vierzigjährigen die Rente schaffen, mit der er materiell behaglich lebt, seinen Sohn zum Beruf, seine Tochter in garnirter Jungfräulichkeit zur Heirath präparirt. Aber bis zur Ruhezeit leiht er, meist auch die Frau, dem Geschäft seine ganze Kraft, ein überlebender mittelalterlicher Handwerker und Kommerzant, dem die hundertjährige Tradition und Lehre nicht durch die Heimathkriege zerrissen wurde. Freilich ist er gealtert; seine Arbeitkraft reicht für ein Menschenleben nicht mehr aus und seine karge Nachkommenschaft kann die Bevölkerung des Landes nicht vermehren.

In den Händen dieses Bourgeois liegt die Verwaltung des großen französischen Nationalvermögens, das, gleichalterig mit dem Stande des Be-

sitzers, in fast ungestörtem Zuwachs gewuchert hat. In fruchtbarem Kulturland und Weinbergen, in reichen Bauten, Kanälen, Bahnen und Kolonialwerken liegt es erstarrt, in Metallen, Rentenansprüchen und Verschreibungen ruht es flüssig in den Banken. Aber der Eigenthümer, gewinnsüchtig als Geschäftsmann, geizig als Rentner, wagt nicht, sein liquides Vermögen zu beleben; er begnügt sich lieber mit kleinsten Erträgen, als daß er Unternehmungen fördert, die Reichthümer versprechen. Nicht mit Unrecht; denn so oft der französische Sparer durch landesüblich pomphafte Versprechungen sich bewegen ließ, den Beutel zu öffnen, wurde er schmählich betrogen und verlor, was er hatte. Und so ist unter der Decke der nationalen Phrase die Handlung ein aufrichtiges Zeugniß des unausgesprochenen Bewußtseins: Mißtrauen dem Finanzmann, Mißtrauen dem Unternehmer, Mißtrauen dem Beamten. Robert Macaire geht um.

Frankreichs wirthschaftliche Bedeutung liegt in seinem liquiden, aber trägen Reichthum und wird so lange bestehen, wie ihn das thätigere Kapital der übrigen Wirthschaftländer nicht eben so überflügelt, wie die persönlichen Vermögen der französischen Reichen von den Dollarmächten überflügelt worden sind. Die Bedeutung der französischen Industrie und Unternehmung, die noch zur Zeit von Eugeniens großer Weltausstellung den ersten Platz des Kontinentes behauptete, erlahmt aus Mangel an Menschen und an Vertrauen. Frankreich spielt in der Weltwirthschaft die Rolle des verdrossenen, vorurtheilsvollen Rentners, der in der Fremde sich nicht zurecht findet, in der Heimath sich nicht wohlfühlt. Und wenn er durch das Fenster seiner Grenzen den Völkerkessel Deutschlands erblickt, der unter einem Druck von sechzig Millionen Menschen zittert, so fragt er sich sorgenvoll, ob bei der Verdoppelung durch zwei Generationen das westliche Vakuum noch genügend geschützt sei.

Vereinigte Staaten.

Wer zum ersten Mal mit Amerikanern sich unterhält, bekommt leicht den Eindruck von außergewöhnlichen Menschen. Eine klare Sachlichkeit tritt ihm entgegen, ein abgewogenes und doch kühnes Urtheil, ein selbstverständliches Bewußtsein der eigenen Meinung und Person und eine überraschende Sicherheit und Objektivität in Dem, was sie wollen. Die Gedanken tragen ein lebhaft bildliches Kleid, denn die Sprache ist in schöpferischer Bewegung;

die Ausdrucksweise liebt meist eine gewisse Souverainetät, mit der sie das Ungewöhnliche in faßliche Grenzen verweist und extreme Meinungen durch praktische Vorschläge verkörpert und bekräftigt. Auch bei Frauen, selbst bei Kindern findet man diese sichere Entschiedenheit freigearteter Menschen, welche Phrase und Unklarheit, Aengstlichkeit und Reserve, Sentimentalität und Kritiklust erblassen macht.

Gewöhnt man sich an amerikanisches Wesen, so erkennt man die Uniformität dieser schönen Eigenheiten. Denn die Homogenität des Landes ist groß; man sagt, weil die rassebildende Kraft der Luft und des Bodens mit unglaublicher Energie die zuwandernden Völkerpartikel zur Einheit verschmilzt. Diese Einheit ist nicht so sehr wie die englische eine Identität der Interessen und Gewohnheiten, wohl aber des Physikums und des Intellektes, der Form und der Sprache. So [illegible] die Amerikaner leicht; in Jedem von ihnen denkt und spricht der universale Geist des Landes und dem Fremden erscheint der Mangel an Individualität als Stärke des Einzelnen. Er ist es, sofern die Betrachtung die Gesammtheit einer Bevölkerung, nicht das Individuum als Einheit sich wählt.

Tritt man diesem Geist näher, so erkennt man: er ist natürlich und gesund, aber seelenlos. In diesem Lande giebt es kein großes Glück und keinen großen Schmerz, wenig Leidenschaft, keine Sehnsucht, keine Phantasie und keine Transszendenz. In diesen Menschen ist etwas Knabenhaftes. Ohne starke Sinnenfreude ist all ihr Denken auf das Materielle gerichtet; die Thatsache beherrscht das Land; und ihre Uebertreibung: die Sensation. Rein materiellen Menschen erscheint ihr Denken und Thun manchmal phantastisch. Das ist es nur in der handgreiflichsten Richtung, im Kultus der Dimension. Quantität und Dimension ist den Amerikanern das Wichtigste, wie bei uns den Kindern; der Superlativ ist ihr Inbegriff. „The highest boat in the world", „the highest tree", „the quickest train", „the most expensive picture": Das sind ihnen Dinge, die keiner Interpretation bedürfen. Fast alle ihre Schriftsteller verehren materielle Daten und Quantitäten und selbst die Religion nähert sich den materiellen Formen des Geschäfts- oder Sanitätbetriebes.

So ist der Verstand der Yankees klar und konsequent, aber banal. So wenig wie Individualität, kennen sie eine Persönlichkeit der Denkform. Auch ihre größten und kühnsten Unternehmungen und Transaktionen, wie die meisten ihrer Erfindungen und Konstruktionen, beruhen auf herkömmlichen Rezepten. Allen Schwierigkeiten gehen sie aus dem Weg; kommt

eine Fabrik technisch in Rückstand, so läßt man sie zu Grunde gehen, arbeitet sie eine Weile mit Schaden, so setzt man sie außer Betrieb. Auch Zusammenhänge, Kenntnisse und Naturgesetze, wenn sie dem Geist zu komplizirt werden, läßt man bei Seite. Deshalb, und weil die demüthige Thätigkeit des Lernens den Amerikanern nicht zusagt, ist der Bildungstand, mit wenigen Ausnahmen, gering.

Seltsam kontrastirend mit der Anbetung des Fakts, nicht auf Unwahrhaftigkeit, sondern auf Größenfreude beruhend, ist eine Neigung zum Uebertreiben. Wer, aus der positiven Mittheilungweise und der äußeren Aehnlichkeit mit englischer Exaktheit folgernd, alle Angaben der Amerikaner ernst nimmt, geräth leicht in Irrthum.

Man hat Amerika das Land der unbegrenzten Möglichkeiten genannt; eine Bezeichnung, die zutrifft, wenn man den Erdtheil mit Blicken, die auf das Handgreifliche gerichtet sind, betrachtet. In Wahrheit ist in diesem Land, so lange die Rasse sich gleich bleibt, alles Wichtige unmöglich: unmöglich ist eine amerikanische Kultur, unmöglich eine amerikanische Geistes-hegemonie, unmöglich eine amerikanische Philosophie, Wissenschaft, Kunst oder Religion, unmöglich selbst eine amerikanische Geschichte. Möglich ist lediglich Erwerb, Technik und Politik; diese Drei in großen, selbst größten Dimensionen, aber ohne Individualität des Gedankens.

Die großen Erfolge Amerikas auf dem Gebiet des Erwerbes beruhen weder auf der Stärke der Bildung noch des Fleißes noch der Disziplin. Dennoch sind sie zum großen Theil Verkörperungen ideeller Werthe von hoher Bedeutung. Jeder Amerikaner ist ein geborener Unternehmer. Er fürchtet die Verantwortung nicht, sondern er sucht sie auf; er strebt nicht nach Universalität, sondern nach Spezialisirung; er ruht nicht, bis er ein für ihn geeignetes Projekt gefunden hat, hängt ihm an mit Konsequenz, Rücksichtslosigkeit, fast mit Leidenschaft; er handelt entschlossen, kühn, kraftvoll und optimistisch. Unternehmer ist er als Stiefelputzer und als Arbeiter, als Kellner, Pastor, Arzt oder Künstler. Er dient nie und will sein eigenes Schicksal führen. Bricht er nieder, so ist er weder erstaunt noch entmuthigt: er beginnt von Neuem. Auch fürchtet er weder Niederbruch noch Ruin; und dieser Muth (der freilich Tausende Existenzen vernichtet), trägt Früchte, die kein zweites Land kennt. Spezialkonstruktionen wie die Setzmaschine, die registrirende Kasse, die Schreibmaschine, die ein Menschenleben zur Ausarbeitung erforderten, konnten nur in einem Lande gelingen, wo Menschen Jahrzehnte lang ihr Alles auf eine Karte zu setzen den Muth haben. Der

selbe Muth, dem es denn auch oft gelingt, gleichgesinnte Partner zu erwärmen, schafft, gleichsam auf dem Wege des Experimentes, große Unternehmungen und Kombinationen, die, wenn sie mißlingen, keine Verzweifelten hinterlassen, wenn sie glücken, das Wirthschaftleben gewaltig fördern. Man kann sagen, daß in den Vereinigten Staaten jede ökonomische Idee Anhänger und jede Vereinigung Kapital findet.

Und das Land rechtfertigt diesen Optimismus. Auf abgesondertem Erdtheil, gegen feindliche Rivalität geschützt, birgt es in seinen Flanken jede Materie und Kraft, deren der Haushalt der heutigen Welt bedarf. Und diese Schätze, unter gemäßigtem Himmelsstrich, in unerschöpflicher Fülle angestaut, sind leicht zu heben, fließen auf natürlichen und künstlichen Straßen ohne Reibungverlust in die Riesenstädte, ihre Behälter, wo man sie sammelt, zubereitet und verwandelt, und erreichen den Weltmarkt so mühelos und wohlfeil, daß Sorglosigkeit, Verschwendung und Zwischengewinn sie nicht hindern kann, die Waaren anderer Länder zurückzudrängen. Deshalb ist Amerika das Land der großen Margen und der Wirthschaft aus dem Vollen; der Sparsamkeit bedarf es bei so reichen Quellen nicht und von Dem, was Amerika vergeudet, könnte Deutschland leben.

Deshalb erträgt Amerika viel höhere Löhne, Gehälter und Gewinne als die alten Länder, und während die erhöhte Lebensführung einen intelligenten und gutgelaunten Mittelstand schafft, wird das Land, das nicht die Noth des Sparens kennt, der größte Konsument der Erde. Hierdurch aber bessern sich abermals die Bedingungen der Produktion; denn Amerika kann seine Erzeugungmethoden aufs Aeußerste spezialisiren und durch Massenherstellung verbilligen, während die übrigen Länder ihre Werkstätten mit verschiedenartigen, oft disparaten Fabrikaten füllen müssen, um den nothwendigen Umsatz zu erreichen.

Die Spezialisirung der Produktion gestattet die höchste Ausnutzung der menschlichen Arbeitkraft; sie gestattet aber auch die umfangreichsten Einrichtungen zur Arbeitersparniß. Und hierin sind die Amerikaner unermüdlich; der hochbezahlte und zum Gentleman entwickelte Arbeiter verrichtet nicht stumm und stumpf sein mechanisches Tagewerk, sondern sinnt nach, die ihm anvertraute Maschine zu verbessern, und erreicht es oft, seinen eigenen Handlangerdienst als Erfinder überflüssig zu machen.

So schließt sich der Kreis der Wechselwirkung zwischen den Kräften des Landes und den Eigenschaften seiner Bewohner: der Reichthum des Bodens und der Tiefe und die Mühelosigkeit seiner Gewinnung richtet den

Geist der Menschen auf materielle Produktion und rechtfertigt jedes kühne und verständige Unternehmen. Kühnheit und Optimismus der Menschen schafft täglich neue Gewinnquellen und der Gewinn wird durch keine innere Reibung, Enge der Bedingungen und erzwungene Sparsamkeit beeinträchtigt. Diese Freiheit gestattet günstige Lebensbedingungen und fördert durch diese die Intelligenz; sie macht zugleich das Land konsumfähig und befruchtet damit die Gütererzeugung aufs Neue.

Daß in diesem elektrodynamisch sich steigernden Kreislauf nicht menschliche, sondern physische Qualitäten das ursprüngliche Agens bedeuten, bestätigt sich, wenn man betrachtet, wie alle Volkstypen in Amerika zur erfolgreichen Thätigkeit sich entwickeln, während die Amerikaner außerhalb ihres Landes, in den engeren Verhältnissen Europas, nichts mit sich anzufangen wissen. In ihrem Lande selbst sind sie ausersehen, die reichsten und mächtigsten Unternehmer der Welt zu werden. Hätten sie nicht die Gewohnheit, alle paar Jahre einmal durch muthwillige Krisen ihr Gebäude gleich Kindern zu zertrümmern, so wäre Das, was man die Amerikanische Gefahr nennt, schon jetzt, nach kaum einem Menschenalter amerikanischer Evolution, den alten Völkern empfindlich fühlbar. Die amerikanische Suprematie der Wirthschaft, besiegelt durch den welthistorischen Akt der Gesetzgebung Mac Kinleys, besteht und kann nur von Unkundigen bezweifelt werden. Wie weit sie für die europäischen Nationen eine Gefahr bedeuten wird, hängt davon ab, ob diese Nationen gezwungen sein werden, für alle Zeit die wirthschaftliche Entwickelung als Maß der Volkskräfte gelten zu lassen.

Deutschland.

Die Grenzen zu lang und ohne natürlichen Schutz, von rivalisirenden Völkern umgeben und eingebuchtet, ein kurzer Strand, die Bodenschätze im Norden mäßig, im Süden null, die Scholle von mittlerer Fruchtbarkeit, die wirthschaftliche Entwickelung alle hundert Jahre durch Kriege und Invasionen zertreten: so bildet Deutschland den rechten Gegensatz zu Amerikas glücklichem Physikum. Nicht diesen Qualitäten verdanken wir es, daß Deutschland heute um den zweiten Preis der Weltwirthschaft ringen darf, sondern dem Geist: ethischen Werthen.

Das Erbtheil der germanischen Stämme ist Individualität, Idealismus, Transszendenz, Treue und Muth. Die slavische Mischung brachte Ge-

horsam, Disziplin und Geduld. Der jüdische Einschlag gab eine Färbung von Skeptizismus, Geschäftigkeit und Unternehmunglust.

Der Deutsche lernt um der Erkenntniß willen. Bis in die Tiefen des Volkes hinein herrscht der Drang, zu lernen, zu lesen, sich zu bilden. Die deutschen Schulen, trotz großen Unvollkommenheiten, die Hochschulen und Universitäten in vollkommener Wirksamkeit entlassen Adepten mit einer Wissensmenge, die fast zu schwer für junge Schultern ist, so daß man sich fragen mag, ob nicht in den Räumen des Gehirns die Bibliothek den Fechtsaal einengt und so Urtheil und Entschließung verkümmert. Der Hang zum Individualismus aber fügt es, daß jeder Gelehrte sich auch als Forscher verantwortlich fühlt und ein Gebiet seiner Wahl, ob groß oder klein, mit Treue bearbeitet und verwaltet. Hierauf beruht die deutsche Wissenschaft und Technik, die nicht wie ein fremder Geist über dem Volke schwebt, sondern kräftig seine Lebensfunktionen durchdringt. Kaum der kleinste industrielle Betrieb arbeitet ohne einen wissenschaftlich geschulten Techniker. Fast möchte man sagen: Wo ein Schwungrad sich dreht und eine Retorte kocht, da steht ein Ingenieur oder Chemiker daneben; und seltsam, wenn dieser Mann nicht in seinen Mußestunden über das Problem seines Tagewerkes sich Gedanken macht.

Der Deutsche arbeitet um der Sache willen. Einerlei, ob es seine oder die Sache eines Anderen ist: hat er sich ihr vermählt, so dient er ihr; nicht des Lohnes und der Anerkennung wegen, sondern aus Hingebung und Liebe. Gewissenhaft und bescheiden fügt er sich gern der Organisation und Disziplin. Er will befehlend gehorchen. Hierauf beruht unser Beamtenstand.

Wissenschaft als Technik und Beamtenthum als Element der Organisation haben unser neueres Wirthschaftleben geschaffen. Es giebt heute kein Land, das so wissenschaftlich, so straff organisirt, so forschunglustig und so sparsam seine Produktion betreibt wie Deutschland. Bewundernswerth ist diese Sparsamkeit; ohne sie könnten die kargen Rohstoffe des Landes die Herde der Industrie nicht erwärmen. Außer Asche und Rauch gehen wenige Produkte in Deutschland verloren und es ist vielleicht hart, aber nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß wir von Rückständen leben.

Da, wo ein kühnes und gesundes Unternehmerthum die Führung übernahm, sind aus den Elementen Technik und Organisation Erwerbskomplexe erwachsen, die fast über das Maß unserer wirthschaftlichen Berechtigung hinausragen. Denn unser Wohlstand, obgleich er sich in zwei

Jahrzehnten verdoppelt haben mag, ist jung und nicht so gefestigt, daß wir, wie England zuvor, als Unternehmer für die Welt uns aufthun dürfen. So ist denn Deutschland im Aufschwung seiner Kohlen- und Eisenindustrie, seines Maschinenbaues, seiner Schiffahrt, Chemie und Elektrizität bis an die Grenzen seiner Mittel vorgedrungen und befindet sich heute in der etwas unbequemen Lage eines Landwirthes, der in sein prosperirendes Gut für Meliorationen mehr als den Ertrag seines Jahres hineingesteckt hat.

Daß ein Unternehmerthum in Deutschland sich gebildet hat, zumal ein so mächtiges, wie unsere Finanzorganisationen und industriellen Komplexe es aufweist, ist seltsam genug. Zum Theil hat Konkurrenz und Vorbild des Auslandes hierzu beigetragen, zum Theil der mit dem Wohlstand steigende Wagemuth. Daneben ist ein fremder Einfluß in dieser Richtung zu spüren, die der Genügsamkeit und Zurückhaltung des Deutschen wenig zusagt: der Einfluß des Judenthums. Diese Emanation eines an sich vielleicht einseitigen und übermäßigen Geschäftsdranges dürfte in der angedeuteten Wirkung kaum zu tadeln sein, denn sie kompensirt eine Schwäche unseres Volkscharakters, die vielleicht aus Zeiten der Leibeigenschaft, der Armuth und Bedrückung herrührt. Gemeint ist hier eine gewisse Kleinlichkeit, die zwar wohlthätig wirken kann, wenn sie sich im Sinn der Sparsamkeit äußert, die aber, wenn sie sich zur häßlichen Eigenschaft des Neides verdichtet, manches gute und große Werk zerstört.

Beruht die Entwickelung unserer deutschen Wirthschaft auf ethischen, nicht auf physischen Qualitäten, auf dem Wesen der Menschen, nicht des Landes, so scheint hier ein altes und großes Verhängniß zum Guten gewendet. Der transszendente und individualistische Sinn der Deutschen, der sich vor Zeiten in inneren Kämpfen, Religionzwist und fruchtloser Spekulation aufrieb, hat in den wissenschaftlichen, organisatorischen und kampfgerechten Aufgaben des Wirthschaftlebens ein Gebiet gefunden, das ihn zu einem Werth von hoher Realität erhebt. So ist aus der einstigen Schwäche eine Stärke erwachsen, die auch bei uns, in einem mäßig begüterten Lande, dem politischen Imperium ein wirthschaftliches an die Seite stellt. R.



Kriegsbereitschaft und Geldkrisis.

Ein Staat, der sich in einer wirthschaftlichen Krisis befindet, soll, so lange er irgend kann, den Krieg vermeiden. Das Geld ist heute zur Kriegführung vielleicht noch nöthiger als in den Tagen Montecuccolis. Die allgemeine Wehrpflicht setzt viel größere Theile der Bevölkerung in Bewegung als das Werbesystem alter Zeit. Noch mehr aber fällt ins Gewicht, daß bei dem modernen Krieg in viel höherem Maße Kapital neben der menschlichen Arbeitkraft und den Nahrungmitteln Verwendung findet. Die Waffen, die Munition und die Transportmittel sind mit ihrer größeren Leistungfähigkeit immer kostspieliger geworden. Die Kosten des deutsch-französischen Krieges von 1870 würden neben denen eines modernen Krieges sehr gering erscheinen. Die deutschen Kriegskosten (Mobilmachung und Kriegführung) betrugen damals ungefähr 1560 Millionen Mark. Sie sind den deutschen Bundesstaaten reichlich ersetzt worden durch die Kriegsentschädigung Frankreichs (4 Milliarden Mark). Mit dieser Kriegsentschädigung betrugen die Kosten des Krieges für Frankreich ungefähr 10 Milliarden Francs. Ueber die Kosten eines kommenden Krieges giebt es mancherlei Schätzung. Wie hoch die Kosten pro Monat oder pro Jahr sind, hängt nicht nur von der Größe der ins Feld rückenden Armee, sondern auch von dem Verlauf des Krieges, von der politischen Konstellation und last not least von der Höhe der Preise ab. Die Preise der Lebensmittel, der Waffen und der Munition können in einem Krieg durch mancherlei Umstände so erhöht werden, daß sie jede Vorausberechnung beträchtlich übersteigen.

Obgleich im russisch-japanischen Krieg die militärische Macht Rußlands wegen der Größe der Entfernung und der Länge der eingleisigen Eisenbahn nur zum kleineren Theil zur Entfaltung kam, waren die eigentlichen Kriegskosten für Rußland wie für Japan höher als die eigentlichen Kriegskosten Frankreichs, die nur 2,1 Milliarden Francs betrugen. Man kann der Versicherung des russischen Finanzministers (in dem Budgetentwurf für das Jahr 1907) Glauben schenken, daß es sehr schwierig ist, den finanziellen Schaden des Krieges in vollem Umfang festzustellen. In den Jahren 1904 bis 1906 beliefen sich die Kosten des Krieges für Rußland allein auf 2,6 Milliarden Rubel. Zu dieser Summe sind stattliche Posten im Etat für das Jahr 1907 gekommen. Selbst das Jahr 1908 ist noch nicht ganz frei von Kriegskosten. Die Gesammtkosten sind etwa auf 2,8 Milliarden Rubel (also rund 6 Milliarden Mark) für Rußland zu schätzen, obgleich es dem Gegner eine bare Kriegsentschädigung nicht zu leisten hatte. Daß Rußland, trotz allen Niederlagen, den Krieg unter leidlichen Bedingungen enden konnte, hatte es in erster Linie der schwächeren finanziellen Position des kleinen Japan zu verdanken. Im August 1905 verfügte die Centralbank in Rußland über 2450, in Japan aber nur über 260 Milliarden

Mark in Gold. Der verfügbare Bestand der Staatskasse (mit dem Goldbestand der Centralbank) belief sich in Rußland auf nahezu drei Milliarden, in Japan aber kaum auf eine Milliarde Mark. Man hat mit Recht gesagt, daß auch bei dieser Gelegenheit das Gold schwerer gewesen sei als das Eisen.

Da die Kriegskosten so hoch sind und das Geld im Krieg wie beim Friedensschluß eine so große Rolle spielt, ist es die Pflicht jeder Großmacht, schon im Frieden die finanzielle Mobilmachung ins Auge zu fassen. Die an Erfolgen reichsten Hohenzollern haben der finanziellen Kriegsvorbereitung besondere Sorgfalt gewidmet. Der Reichskriegsschatz von 120 Millionen Mark im Juliusthurm zeugt noch von der bedächtigen Sorgfalt einer früheren Zeit. Heute wäre mit diesen 120 Millionen Mark in barem Gold nicht allzu viel anzufangen; sie verschwinden gegenüber dem Goldschatz der Reichsbank und noch mehr gegenüber der gesammten Goldcirkulation des Deutschen Reiches. Wichtiger aber als der Goldbesitz ist die Höhe des Nationalvermögens, des Nationaleinkommens und die Gesammtlage der Wirthschaft.

Ein Staat, der unter einer Geldkrisis oder gar unter einer allgemeinen Wirthschaftkrisis zu leiden hat, ist auf einen Krieg sehr schlecht vorbereitet. Er wird gut thun, auch in der Politik bescheiden zu sein. Die Geldknappheit von heute, die im Deutschen Reich immer mehr zu einer Wirthschaftkrisis auszuarten droht, würde in einem Kriegsfall sehr schlimm wirken. Zum Glück ist diese Geldkrisis nicht auf Deutschland beschränkt, sondern international; aber in keinem Land Europas ist sie fühlbarer als in Deutschland. Schon die Pflicht zur Kriegsbereitschaft zwingt uns deshalb die Frage auf, ob diese Geldknappheit uns unverschuldet trifft. Ein Land mit so starker Bevölkerungzunahme und so rascher Steigerung der industriellen, kommerziellen und landwirthschaftlichen Arbeit muß dafür sorgen, daß der starke Bedarf nach Geld oder Kapital Deckung findet. Wir müssen uns zunächst fragen: Hat die deutsche Nation mit ihren flüssigen Kapitalien keinen Mißbrauch getrieben? Und wir müssen die Ursachen der Geldknappheit prüfen, um die richtige Antwort auf diese Frage zu finden. In meiner Brochure „Die wirthschaftliche Krisis der Gegenwart" (Leipzig, bei Dr. Werner Klinkhardt) habe ich als die drei Hauptursachen der internationalen Geldknappheit die russische Katastrophe, die amerikanische Ueberspekulation und das Sinken der Transvaalwerthe genannt.

Die russische Katastrophe, die mit dem japanischen Krieg begann, hat die Verbrauchsfähigkeit von ganz Europa gemindert. Seit dem Beginn des russisch-japanischen Krieges am sechsten Februar 1904 mußte jedem objektiven Beobachter der wirthschaftlichen Verhältnisse klar sein, daß der große wirthschaftliche Aufschwung Westeuropas und besonders Deutschlands in nicht zu ferner Zeit zum Stillstand kommen werde. Vor Beginn des Krieges waren etwa 12 bis 14 Milliarden Francs westeuropäischen Geldes in russischen Werthen angelegt.

In den letzten Jahren vor dem Krieg hatten die vierprozentigen russischen Staatspapiere den Höhepunkt von 101 bis 104,50 erreicht. Jetzt schwanken die verschiedenen vierprozentigen Anleihen zwischen 74 und 81, nachdem sie Mitte Juli 1906 für eine Weile bis auf 68 gesunken waren. Im Durchschnitt stehen die russischen Papiere mindestens um 25 Prozent tiefer als vor dem Krieg. Westeuropa hat also seit dem Jahr 1903 mindestens 3 Milliarden Francs an russischen Papieren verloren. Ein so ungeheurer, allmählich eintretender Verlust hätte allein hingereicht, um nach und nach den wirthschaftlichen Aufschwung Westeuropas zum Stocken zu bringen. Der Verlust wurde aber dadurch verschärft, daß Westeuropa in der Hauptsache die Kriegskosten Rußlands bezahlt hat. Seit dem Beginn des Krieges hat Rußland 3,7 Milliarden Francs an Anleihen in Westeuropa aufgenommen. Deutschland gewährte den Russen im Januar 1905 ein Darlehn von einer halben Milliarde Mark. Die nominelle Verzinsung dieses Darlehns beträgt $4^1/_2$ Prozent; wer die Anleihe zum Kurs der Emission (95) gekauft hat, kommt sogar auf 5,6 Prozent fürs Jahr, wenn der russische Staat, wie er versprochen hat, am ersten Juli 1911 die Anleihe zurückzahlt. Damals galt dieses Geschäft den Bankiers vielleicht für gut; in der Zeit eines Reichsbankdiskonts von $7^1/_2$ Prozent konnte Niemand sich solchen Darlehnsgeschäftes freuen. Wenn der russische Staat am ersten Juli 1911 die halbe Milliarde Mark den deutschen Gläubigern zurückzuzahlen vermag, wird dieser Geldzufluß der deutschen Volkswirthschaft wohlthun. Sollte in der ersten Hälfte des Jahres 1911 aber eben solche Geldknappheit herrschen wie heute, dann wird es dem Zarenreich kaum gelingen, die halbe Milliarde aufzutreiben. Kurz vor dem Höhepunkt des wirthschaftlichen Aufschwunges durfte Deutschland nicht eine halbe Milliarde Mark aus seinem flüssigen Kapital ans Ausland leihen; durfte es um so weniger, als Deutschland 1902 dem russischen Staat schon 393 Millionen Mark zu 4 Prozent geliehen hatte. Der Abfluß von zusammen 900 Millionen Mark innerhalb von vier Jahren stetig zunehmender industrieller Anspannung und steigender Bevölkerungsziffer mußte die Knappheit an flüssigem Kapital und besonders an Gold in Deutschland erhöhen. Wenn die deutsche Nation ihr Nationalvermögen von 215 Milliarden Mark einem fremden Staat gegen 5 Prozent Zinsen liehe, müßte sie verhungern; noch unklüger war es natürlich, mitten im wirthschaftlichen Vormarsch fast eine Milliarde gegen 4 und $4^1/_2$ Prozent Zinsen dem Ausland abzutreten.

Die Geldknappheit Westeuropas mußte noch viel ärger werden, als Rußland im April 1906 das Riesendarlehn von $2^1/_4$ Milliarden Francs hauptsächlich in Westeuropa aufnahm. Frankreich zahlte 1200, England 330, Oesterreich 165 und Holland 55 Millionen. Damals war Deutschland so vernünftig, das Darlehensgesuch mit der Begründung abzulehnen, daß man in der Heimath selbst für das Geld die beste Verwendung habe. Die Riesenanleihe wurde all-

mählich, in Raten, an Rußland gezahlt. In dem selben Maß bröckelten die Kurse fast aller Papiere an allen Börsen Westeuropas ab. Die Hingabe so ungeheurer Summen nach Rußland verminderte die Kaufkraft der westeuropäischen Staaten für ihre eigenen Staatspapiere wie für Industriepapiere aller Art.

So vermehrten die neuen russischen Anleihen seit dem Jahr 1904 die Geldknappheit Westeuropas, die durch den Kurssturz der russischen Papiere geschaffen war. Am Anfang des Jahres 1907 hatte Westeuropa neben den 3 Milliarden Francs an Kursverlusten den Abfluß von 3,7 Milliarden Francs neuer Anleihen nach Rußland, insgesammt also einen Fehlbetrag von 6,7 Milliarden Francs zu beklagen. Das Fehlen so großer Summen verminderte die Aufnahmefähigkeit Westeuropas, besonders auch für die südafrikanischen und amerikanischen Werthe. Beide kamen aus anderen Gründen ins Sinken; aber ihr Kurssturz wurde durch die Schwäche Westeuropas beschleunigt. Der Jahresbericht von Görz & Co. für das Jahr 1906 stellt fest, daß die Aktien von 163 südafrikanischen Gruben und Finanzgesellschaften in der Zeit von Ende Dezember 1904 bis Ende Dezember 1906 um 2,8 Milliarden gesunken seien. Auch wenn man annimmt, daß die Transvaalwerthe im Jahr 1904 über Gebühr hoch standen, muß man den Verlust Westeuropas an südafrikanischen Papieren seit 1904 auf mindestens eine Milliarde Mark berechnen.

Die amerikanische Ueberspekulation und Ueberkapitalisation, die in den Charaktereigenschaften des amerikanischen Volkes begründet ist, mußte früher oder später zum Stocken kommen. Daß der Rückschlag so heftig war, liegt aber zum Theil in der mangelnden Aufnahmefähigkeit Westeuropas. Bei hohen Kursen hatte Westeuropa große Mengen amerikanischer Papiere gekauft. Bei sinkenden Kursen suchte man sie abzustoßen, da inzwischen das Geld in Westeuropa knapper geworden war.

Seit dem Jahr 1903 hat Deutschland allein am Kurssturz der russischen Papiere 800 Millionen Mark verloren. Dazu kommt ein Verlust von mindestens 200 Millionen Mark an südafrikanischen und mindestens 100 Millionen Mark an amerikanischen Papieren. Zu diesem direkten Verlust von 1,1 Milliarde Mark kommt der Abfluß von einer halben Milliarde Mark in Gestalt der russischen Anleihe vom Januar 1905. Um 1,6 Milliarde ist also heute die Aufnahmefähigkeit Deutschlands für andere Papiere geringer. Die Verluste Frankreichs und Englands sind vielleicht noch größer. Der Gesammtverlust Westeuropas ist die Ursache der Geldknappheit, aus der eine allgemeine Wirthschaftkrisis zu entstehen droht. Hätte Deutschland in den Jahren 1902 und 1905 die russischen Darlehensgesuche abgelehnt, so hätte es jetzt 900 Millionen Mark mehr zur Verfügung. Wäre Frankreich genöthigt gewesen, den Russen auch diese Summe zu leihen, dann wäre die Kriegsbereitschaft der Republik heute um diesen Betrag geringer, die unsere um eben so viel größer.

Reg.-Rath Rudolf Martin.

❦

Fleurs animées.

I.

Hyazinthen.

Die Hyazinthen duften durch die Nacht
So voll und schwer, als athmeten sie leise
Von Träumen, die zum Leben heiß erwacht
Beim Mondenschein im weißen Zauberkreise.

Wo fern im Walde lauscht der Wiesenplan,
Den Nebelstreifen geisterhaft umschwälen,
Dort wogt der Blumenelfenzug heran . . .
Mir ist, als wollten sie davon erzählen.

Die Lilie trat da leuchtend in den Ring,
Sie kam herab die Mondenstrahlentreppe;
Von Thau die Stirn ein Diadem umfing,
Narzissen trugen ihr die Silberschleppe.

Schönheitumrauscht, entschleiert, flammenweiß
Steht sie im Kreis der schauernden Begleiter,
Und Hyazinthen . . . Da verstummt es leis
Und schweigend duften nun die Blüthen weiter.

II.

Tulpen.

Wie Hoftrabanten kommt Ihr angeschritten
So feierlich, in Reihen tief und dicht;
Und die Standarten tragt Ihr hoch inmitten
Der Gaffenden im vollen Sonnenlicht.

Und Eure Farben leuchten in der Gluth,
Die flackernd sich von Haupt zu Haupt entzündet,
Ein feuriges Gemisch von Gold und Blut,
Das festlich flammend durch das Volk sich windet.

Und dann in heller Pagentracht ein Kreis
Von zarten, müden und gebrochnen Farben,
Blaßlila, Grau und Rosenroth und Weiß,
Wie Abendwolken, die erlöschend starben.

Zum Schlusse dann fast wie ein Trauerzug,
Das dunkle Haupt verhüllt von schwarzen Flören,
Als ob die Schaar sich selbst zu Grabe trug,
Bereit, des Frühlings letzten Gruß zu hören.

So siehst Du Mittag, Abend und die Nacht
Mit Siegesfahnen stolz vorüberschreiten;
In Gluth und Flammen lodert ihre Pracht,
In Gluth und Flammen brennen noch die Weiten ...

III.

Narzisse.

Prinzessin Du, mit Deiner Hand, der schmalen,
Theilst Du am Bach das quellenfeuchte Laub;
Du badest Dich im Glanz der Mittagsstrahlen,
Aus Deinem Haar sprühst Du den Silberstaub.

Die goldne Krone funkelt von Rubinen,
Der weiße Stern umschimmert Hals und Ohr;
Und wenn die rechte Stunde dann erschienen,
Trittst Du aus Deinem Märchenreich hervor.

Die Seidenschleppe raffst Du eng zusammen,
Der schlanke Leib, er gleitet auf den Plan,
Die Krone glüht in silberweißen Flammen,
Wie weiße Flamme schwebst Du selbst heran.

Du neigst Dich flüchtig Deinem Kavaliere
Und reichst zum Kuß die blasse kleine Hand.
Doch eh' er durch die bunten Reihn Dich führe,
Hat sich Dein Blick schon Andern zugewandt.

Einsam am Baum siehst Du den Pagen lehnen,
Dem Du als Wunder seines Traums erscheinst;
Von seiner Wange hauchst Du leis die Thränen.
Prinzessin, sag: wo traf ich Dich schon einst?

IV.

Orchidee.

Die weiße Brust rubinenüberglutbet,
Der Leib von Seide weiß und matt umrauscht,
Blitzend die Hand auf weichen Kissen fluthet
Und scheu der Fuß aus Spitzenwolken lauscht.

Es geht ein Duft von Deinem Arm, dem schlanken,
Betäubend, tötlich schon vom Anbeginn;
Verlangend zittern in der Luft die Ranken
Und lodernd flammt Dein Aug' darüber hin.

Wie eine Sphinx liegst Du am dunklen Wege
Und harrst des Wandrers, der vorüberkommt;
Du heischst, daß er sich Dir zu Füßen lege,
So lang es noch den müden Sinnen frommt.

Du reißt ihn auf mit glühend heißen Küssen,
Todesberauscht leert er den Kelch der Lust;
Dem Sinkenden saugst Du mit wilden Bissen
Den letzten Schlag des Herzens aus der Brust.

Wer hat ihn auch des Wegs zu gehn geheißen?
In Deinem Blick die Feuer still verglühn;
Nur an der Brust, der vollen, perligweißen,
Leuchtet und flammt ein neuer Blutrubin.

V.

La France Rose.

Du bist die Jugend mit den rosigen Wangen,
Den vollen Lippen und dem süßen Duft;
Das Zauberbild, nach dem in heißem Bangen
Durchs ganze Leben unsere Sehnsucht ruft.

Die Hand legt sich in unsre voll Vertrauen,
Das junge Herz giebt alle Schätze her,
Und wenn die Augen thränend überthauen,
Versinkt die Sonne in ein Nebelmeer.

Du schreitest durch des Lebens lichten Garten
Mit leichtem Fuß, ein strahlend Feenkind;
Du siehst die Wolken nicht, die Deiner warten,
Nur Blumen, die für Dich erschlossen sind.

Und träumst Du unter Rosen von Gefahren,
Schmiegst Du erschreckt dem Freund Dich an die Brust;
Er weiß sein Glück mit starkem Arm zu wahren . . .
O hätt' er es nur auch dereinst gewußt!

VI.

Weiße Lilie.

Wie eine Frau in silbernem Gewand,
Die durch den Wald auf Sonnenpfaden schreitet,
Mit ihrer weißen thauumblitzten Hand
Am Wegrand zart über die Gräser gleitet,

Wie sie dann auf der Wiese sinnend steht,
Von eignem Glanze wunderbar umflossen,

Und süßer Duft, der aus der Tiefe weht,
Sie wie mit einem Schleier übergossen:

So steht die Blume feierlich und still,
Der Zauberschlüssel goldner Himmelspforte;
Und fremder Schauer uns umrauschen will
Aus jenem Raum jenseits der Welt der Worte.

VII.

Königin der Nacht.

Am Felsenrande hängt die schwarze Nacht,
Die Steppe liegt in Schweigen ernst und still,
Da bist Du aus dem tiefen Schlaf erwacht,
Der gern für ewig Dich umfangen will.

Du breitest leis das blendende Gewand,
Das eigne Licht trägt Dich am Ort empor;
Du reckst die feine silberweiße Hand
Und zauberst aus der Nacht den Traum hervor.

Der Schönheit Traum, der einmal schauernd blüht
Und, selbst erschreckt, welkend ins Nichts versinkt;
Wie der Komet fremd durch die Sterne zieht
Und uns den Gruß von fernen Welten bringt.

Auch Deine Hand in dunkle Tiefen weist,
Von wannen noch kein Athem stieg empor . . .
Wir ahnen nur, Du lichter Blumengeist,
Wie sich das Leben in sich selbst verlor.

In Deinem Kelche sammelt sich die Nacht
Und ihr Geheimniß strahlt sie einmal aus;
Sie glüht . . . Und wir, wir sind vom Traum erwacht,
Wir fremden Kinder ohne Heim und Haus.

VIII.

Wasserrose.

Von weißen Schleiern wundersam umhüllt,
Tauchst Du empor aus mitternächtigen Tiefen;
Die reine Seele hast Du süß gefüllt
Mit allen Schauern, die dort unten schliefen.

Von Deiner Schulter sinkt Dir das Gewand
Und weiß und golden stehst Du, ohne Hülle;
Die weißen Arme still emporgewandt,
Flehst Du herab des Lichtes goldne Fülle.

Und wie ein Mensch gewordenes Gebet,
Der dumpfe Ruf der heiligen Mittagsstunde,
Schwebst Du, in Deiner Keuschheit Majestät,
Ein Blumenstern auf dunklem Erdengrunde.

Du willst nichts von dem Leben um Dich her,
Nur einmal Dich in Sonnenfluthen baden —
Sei nur getrost! Von oben licht und hehr
Strömt auf Dein Haupt die Wonne aller Gnaden.

IX.

Lotosblume.

In rosenrothem, schimmerndem Gewand,
Nur wie ein Hauch von goldnem Glanz umflossen,
Stehst Du am stillen abendlichen Strand,
Wo sich die Fluth wie blanker Stahl ergossen.

In Deiner Hand die Opferschale glüht,
Hoch überm Haupte feierlich erhoben;
In rosig lichten Wolken wirbelnd zieht
Der Rauch wie stummes Weihgebet nach oben.

Du grüßt die Erde und Du grüßt das Meer,
Du winkst heran die schimmernd blassen Sterne,
Ein glühend Schweigen athmet um Dich her
Und ineinander rauschen Nah und Ferne.

Im Abenddämmern reichen Tag und Nacht
Vorüberschreitend sich zum Gruß die Hände;
Das Leben strahlt in seiner ganzen Pracht,
Zum letzten Mal aufschäumend vor dem Ende.

Goldzitternd stehst Du in dem Priesterkleid,
Hoch über Traum und Staub und Erdenschranken
Und blühend reichst Du in die Ewigkeit
Den vollen Kelch gottathmender Gedanken.

X.

Goldlilie.

Du stehst im Saal im weißen Krönungskleide,
Smaragden rieseln leuchtend aufs Gewand;
Es knistert und es rauscht die starre Seide,
Das goldne Szepter flammt in Deiner Hand.

Und Deine Augen strahlen auf die Menge
In stolzer Demuth und in stiller Macht.

Man schweigt; doch rauschts wie lichte Feierklänge:
So hat das Volk sein Herz Dir dargebracht.

Die eigne Reine und die fremden Bitten,
Sie weben um Dein Haupt den goldnen Kranz;
Vom Altar bist Du zu dem Thron geschritten,
Und wo Du schreitest, ist es Morgenglanz.

Der Lärm der Welt verrauscht zu Deinen Füßen,
Der dunklen Fluth gebietet Deine Hand;
Die Wellen fern verrinnen und verfließen,
Rein bleibt der Saum vom silbernen Gewand.

Du stehst in Schönheit und Du stehst in Schweigen,
Doch Deine Brust in fremdem Sehnen schwillt.
Ahnt Keiner, daß, wie sich die Augen neigen,
Heimlich und heiß darin die Thräne quillt?

XI.

Kirschblüthe.

Auf Silberflügeln, wie die Blumenfee,
Stäubst Du hinab die Frühlingsgartengänge,
Mit vollen Händen wirfst Du Schnee auf Schnee
In dichten Wolken in das Blattgedränge.

Du häufst den weißen, blüthenduftigen Schaum
Und hast ihn lachend in die Luft geblasen,
Wie windverwehter letzter Wintertraum
In Flocken schmilzt auf jungem, grünem Rasen.

Dann kommst Du stolz daher, in kleiner Hand
Den Schäferstab mit lichter Blumenkette,
Das weiße Kleidchen zierlich aufgewandt,
Halb Rokokofigürchen, halb Pierrette.

Nur in den Augen wie ein Leuchten lags,
Als ob sie heimlich ferner Zukunft dächten.
Du Sonnentraum des ersten Frühlingstags,
Der leis sich ängstigt vor den Sommernächten.

XII.

Edeljasmin.

Auf meinen Augen ruhen zarte Hände.
Hab ich den Druck nicht heimlich einst gespürt?
Schritt' ich das Leben auch zurück, ich fände
Doch nicht den Weg, der zu der Stätte führt.

Und meine Stirn umwehen lichte Schleier,
Der Traum, in dem das Herz die Ruhe fand —
Entrollt die weiße Fahne der Befreier,
Der leuchtend winkt vom stillen fernen Strand?

Und Düfte athm' ich, süße, weiche Düfte,
Den Opferrauch von fremdem Weihaltar,
Als hebe sich in hohe, reine Lüfte
Die Jugend, sonnengoldig, wie sie war.

Streifte ein Kuß nicht blühend meine Wangen,
Heiß wie der Hauch aus tiefgeheimem Grund?
Ich spüre noch die Kühle goldner Spangen . . .
Du legtest still die Hand mir auf den Mund.

Der Blumenseele Linie, die schlanke,
Kein Wort, kein lautes, deutliches verräth —
Wie Mitagsflimmer zittert der Gedanke,
Bis Dich und Deinen Duft der Wind verweht.

XIII.

Veilchen.

Du hast Dich still an meiner Brust geborgen,
Den dunklen Blick voll zu mir aufgewandt;
Des jungen Lebens blasse Qual und Sorgen
Legtest Du ruhig in die Freundeshand.

Dein Haar und Nacken duftete von Blüthen,
Die von dem Park der Südwind hergeweht;
In Deinen Augen heiße Worte glühten,
Die noch der Mund, der scheue, nicht gesteht.

Als ich Dich traf, standst Du auf grüner Halde
Weit überm See, wo die Kamelien sind;
Wie Sonnengold lags über Lorberwalde,
Dein lichtes Röckchen flatterte im Wind.

Doch Deine Seele tauchte in der Blume
Tiefdunklen Duft die Säume des Gewands,
Wie in des Dorfes ärmstem Heiligthume
Die Gottesmagd umstrahlt der Himmelsglanz.

Ich führe Dich vorbei auf sichern Wegen
An Jenen, die im Licht geblendet stehn,
Die achtlos an ein fremdes Herz sich legen,
Um dort zu blühn und duftend zu vergehn.

XIV.

Weiße Rose.

Vom Grabesrand hast Du Dich still erhoben,
Nun wandelst Du hinab den Weg zur Welt;
Der Athem der Todeinsamkeit dort oben
Die scheue Seele noch in Banden hält.

Du stehst am Rain und schaust auf das Getriebe
Zu Deinen Füßen fremd und wundersam,
Als ob auf Silberfittichen die Liebe
Der Welt noch einmal als Erlöser kam.

Du trägst das weiße Kleid ewiger Trauer;
Du Frühlingsblüthe, die der Sturmwind brach;
Des ungelebten Lebens leise Schauer,
Sie folgen lautlos Deinen Schritten nach.

Dein blasses Antlitz redet von Entsagen;
Die Träume, die Du träumtest, sind dahin;
Und Deiner Augen müd verhüllte Klagen
Wehn wie ein Hauch im Abendwind dahin.

Die Liebe einer Schwester zu dem Kranken
Trägst Du ins Leben engelgleich herein
Und Deine Hand reicht über dunkle Schranken
Und kränzt mit Blumen noch den kalten Stein.

XV.

Eine der Hyazinthen.

Am Mittag kam sie durch den Wald geschritten,
Von blauem Flor umhaucht die weißen Glieder;
Und durch die Bäume zart die Füße glitten,
Als grüßte sie in allen ihre Brüder.

Auf grünem Rasen Anemonen sprießen,
Maßliebchen, Veilchen, Krokus und Tazetten;
Sie glühen und sie duften ihr zu Füßen,
Als ob sie nur für sie das Leben hätten.

Am klaren Quell dort unten auf der Aue,
Da war ich wohl beim Rauschen eingeschlafen;
Im Traum sah ich vor mir die schöne Fraue...
Wie Sonnenstrahlen mich die Blicke trafen.

Ich weiß nicht mehr: bin ich dann frühlingstrunken
— Zu seltsam war des Traumes jähes Ende —
Und glühend auf die Knie vor ihr gesunken?
Hab' ich geküßt die flammenweißen Hände?

Hat sie zum Abschied sich herabgebogen?
Der Horizont verglomm in blassen Tinten,
Der Abendwind kam weich herangezogen
Und Alles war wie Duft von Hyazinthen . . .

XVI.

Alpenenzian.

Mit blauen Augen schaust Du himmelwärts
— Und Deine Augen sind wie lichte Sterne —;
So leuchtet aus der nebelweiten Ferne
Im Sonnenglanz des Bergsees spiegelnd Erz.

Und ihre Farbe ist wie warmer Duft,
So voll und stark wie Sommerblüthenregen,
Wenn über den zertheilten Wolkenwegen
Jäh blauer Himmel jubelnd niederruft.

So weich und tief wie altsaphirner Sammt,
Auf dem ein blondes Frauenhaupt gelegen;
Die Stätte athmet noch den goldnen Segen,
Mit dem das Leben süß sie überflammt.

Des Marmortempels still geweihter Raum,
Den blaues Schweigen geisterhaft durchgluthet;
Ein Menschenherz von Sehnsucht überfluthet,
Verloren doch in lebenfernem Traum.

Und aus der grauen Oede um Dich her
Leuchtets in tausend tiefazurnen Flammen,
Als gössen ihre Farbengluth zusammen
Der blaue Himmel und das blaue Meer . . .

Du hörst mich an in lächelnd stiller Ruh,
Wie meine Worte sehnend Dich umranken;
In blauen Augen strahlende Gedanken —
Und Deine Hand schließt mir die Lippen zu.

XVII.

Lindenblüthe.

In goldnen Wogen sinkt es schauernd nieder,
Der Gluthenhauch der Sommermittagsluft;

Aus grünen Schatten winkts wie weiße Glieder
Verschwommen durch den sinnenschweren Duft.

Ich seh' ein goldnes Kleid, ich seh' sie leuchten,
Die goldnen Haare sonnenüberflammt;
Ich seh zwei Augen sehnsuchtheiß sich feuchten,
Zwei dunkle Augen tief und weich wie Sammt.

Die Seele athmet ihrem Blick entgegen,
Es rauscht die Gluth empor aus dunklem Grund;
Vergehend fühl' ich, wie die Lippen legen
Sich schwellend weich und süß auf meinen Mund . . .

Mehr weiß ich nicht. Die Sonnenlichter funkeln
In Gold und Roth auf abendstillem Fluß;
Und meine Füße schreiten schon im Dunkeln . . .
Das war des Sommers letzter Blüthenkuß.

XVIII.

Heliotrop.

Im schweren Kleid von violettem Sammt,
Das bleiche Haupt von dunklem Duft umfangen
— Ein Diamant auf Deiner Stirne flammt —:
So kommst Du durch den Dämmerraum gegangen.

Ein Rauschen geht, ein leises, vor Dir her,
Wie flüsternd sich im Nachtwind Blätter regen;
Durch offne Fenster athmen heiß und schwer
Die dunklen Rosen auf den weißen Wegen.

Die Abendstille, Du, der Gartenduft —
Die Blumen, die uns winken, sind verschwiegen;
Aus weiter Ferne eine Glocke ruft
Und überm Thal schon graue Schatten liegen.

Du träumst Dich näher, näher unbewußt.
Zum letzten Mal flammts goldig in den Lüften,
Dann senkst Du jäh an Deiner Blüthenbrust
Mich in ein Meer von violetten Düften.

XIX.

Goldlack.

Ein leises Lachen von der hohen Mauer;
Herab im Epheu bröckelnd rauscht ein Stein,

Der Schloßhof träumt im ersten Morgenschauer
Und spähend tritt der Sonnenstrahl herein.

Die Mauerzinne blinkt im Licht, dem hellen,
Wie Frauenhaar wehts flimmernd durch die Luft;
Es senkt sich nieder: und die Lippen schwellen
In einem Kuß süß wie von Veilchenduft.

Verträumt hast Du den dunklen Blick erhoben
In jenes Land, das einst verheißen war;
Die müden Hände tasten sich nach oben
Und greifen nach dem Glanz vom goldnen Haar.

Und flüsternd geht ein Hauch. Du möchtest lauschen
Verlornen Worten, die wie Märchen sind;
Ein Schatten zieht . . . Nur Gräser nickend rauschen
Und eine Blume schwankt im Morgenwind.

XX.

Rosa Mystica.

Doch eine Blume giebts, die ich nicht nenne:
Sie blüht im tiefsten Waldesheiligthume,
Wie Segen quillt es aus dem Kelch der Blume,
Der löscht allein die Qual, in der ich brenne.

Sie ist die blasse Schwester meiner Seele,
Das ewige Ziel der kreisenden Gedanken;
Sie wiegt sich dämmernd auf dem Stiel, dem schwanken,
Und träumt, daß sie der Sternnacht sich vermähle.

Es strömt in ihr die Gluth der Welt zusammen,
Sie ist das Bild der Schönheit aller Erden;
Sie öffnet sich und strebt, um eins zu werden
Mit allem Licht der tausend Himmelflammen.

Und hat der Mond den dunklen Hain betreten,
Harrt reglos sie in silberweißem Schweigen
Und ich muß auf den Kelch die Lippen neigen
In gotterfüllten schauernden Gebeten.

Hamburg. Theodor Suse.



Selbstanzeigen.

Rainer Maria Rilke. Verlag für Kunst, Literatur und Musik in Leipzig. 1907.

Bei Jens Peter Jacobsen steht das Wort: „Du sollst nicht gerecht sein gegen ihn; dennn wohin kämen die Besten von uns mit der Gerechtigkeit? Nein; aber denke an ihn, wie er in der Stunde war, da Du ihn am Tiefsten liebtest." Man wird das Nähere über einen Dichter nur dann schreiben, wenn man zu ihm in inniger Beziehung steht. Rilkes Dichtungen haben mich durch Jahre hin begleitet; sie sind mir werth und theuer, wie nur wenige Poesien. Mag sein, daß es einseitig ist, sich nur mit wenigen Auserlesenen zu befreunden; jedenfalls stand meine Art der seinen nah und Das befähigte mich, immer von Neuem diesen Poeten ganz nachzuleben, nachzufühlen. Ich habe den Versuch gewagt, in einem Büchlein Das zu sagen, was ich aus Rilkes Dichtungen gewonnen habe; nicht, um die Freunde (es giebt schon etliche) zu belehren, sondern, um Allen das Verständniß zu erleichtern, die neu und in Unkenntniß die Werke Rilkes studiren wollen. Mir war besonders daran gelegen, seine bewunderswerth klare, sichere Entwickelung aufzuzeichnen und daraus Manches zu erklären, was Anderen befremdlich erscheinen könnte. Ich gestehe, daß die Arbeit nicht leicht war; denn es galt, mit zarten Fingern zuzugreifen, um die zerbrechlichen, fast unausdeutbaren Gebilde nicht plump zu zerstören. Vielleicht ist mir später einmal mehr Raum gegeben, mich über den Dichter zu verbreiten; hier konnte ich nur andeuten. Und ich will zufrieden sein, wenn mein bescheidenes Heft dem Dichter noch einige wahre, verständnißinnige Freunde zuführt.

Weimar. Ernst Ludwig Schellenberg.

❦

Ringelreihen. Kindergedichte von Albert Sergel. C. J. E. Volckmann Nachf., Rostock. 1 Mark.

Im Anschluß an altes Volksgut kommt dies Büchlein schlicht zu Müttern und Kindern, denen es in der Kinderstube eine Freude sein und Ausblicke in den deutschen Wald und die Märchen- und Sagenwelt geben möchte.

Ein paar Proben:

Putzmamsellchen.

Schnipp-schnapp-Schneider,
mach uns schöne Kleider,

der Lina eins aus Seiden,
das wird sie prächtig kleiden,

mir ein Kleid aus Tarlatan,
das zieh ich nächsten Sonntag an!

Beim Regen zu singen.

Droben,
auf der blauen Au,
wohnt eine wunderschöne Frau
mit goldig-goldenen Haaren,
schließt auf und zu die Himmelsthür
und läßt die liebe Sonn' herfür.
Frau Holde ist ihr Name.

Frau Holde, gieb uns der Sonne Schein,
auf daß wir voller Freuden sein
und Deine Güte loben!

Blumenmütterchen.

Siehst Du mein Blümchen im Fenster stehn?
Täglich ists schöner anzusehn,
täglich es neue Wunder hat,
hier eine Knospe, dort ein Blatt.

Ach, ist Das ein Grünen und Sprießen!
Und ich darf es selber begießen
und rücks in die schönste Sonne hinein;
dafür gehört es mir ganz allein.

Mutti sagt, das Blumenpflegen
gebe dem Hause den rechten Segen:
und sollten die Blumen wohl gedeihn,
brauchten sie Liebe und Sonnenschein.

Ich hab' sie so lieb! O guck, Papa!
Schon wieder ist eine Knospe da!
Und hier die schönste! Ich freu mich drauf:
zu Mutters Geburtstag blüht sie auf.

Hildesheim. Albert Sergel.

Da ist Heimath! Paul List in Leipzig.

Meiner grünen Harzheimath wollte ich mit dem ersten Buch danken. Nicht im Beschreiben von Land und Leben wie die Heimathkunst heute. Für die Sinnigkeit, die den Harzkindern eignet, einen Ausdruck zu suchen, unternahm ichs, dies Erbe an einem jungem Mann aufzuzeigen, der frühen Tages mitten in eine ferne Welt gestellt wird. Der blauäugigen, blondlockigen Sachsen Enkel haben in manchen Lebensfragen mit einer seltenen Schwerfälligkeit zu ringen. Vor Allem in der Liebe. Ihr heißes Herz hält fest, an was es sich einmal gewöhnt hat. Getändel ist ihrem Sinn fremd. Daß ich mein eigen Schicksal, meine Jugend dabei zum Beispiel nahm, hat das Buch von der Heimathart, die ich geben wollte, vielleicht um einen Schritt entfernt, weil ich darin eine rechte, treue Liebe als die wahre Heimath erkannte.

Halle. Paul Burg.

Verse. Verlag Dr. G. Rebajoli. Berlin.

Ein uraltes finisches Zeichen setzte ich auf den Umschlag meiner Verse. Es bedeutet die „kreisende“ Sonne, das Leben. Ich schrieb keine Zeile, ohne sie erlebt zu haben. Nichts ist erdichtet. Sind die Verse dennoch Dichtung, so werden sie das Zeichen des Lebens in sich tragen.

Helene Höber-Schwarz.

Die neue Losung.

Wenn der Versuch unternommen werden soll, das Wesen der neuen deutschen Regierungart in eine kurze Formel zu fassen (wie etwa das Manchesterthum durch die Parole: „Laissez faire, laissez aller!“ bezeichnet ist), so drängt sich als ein neuer kategorischer Imperativ das Wort auf: „Passez outre!“ Wir haben keinen Ausdruck von gleicher Kondensirung. In der französischen Wendung ist strikte Sachlichkeit, kühle Ablehnung, verächtliches Achselzucken, brutales Niederstampfen eingefangen. Passer outre heißt: zur Tagesordnung übergehen, sich unbequemen Auseinandersetzungen entziehen, berechtigte Bedenken geflissentlich ignoriren, über Leichen hinwegschreiten. Das nuancenreiche Wort scheint mir für unsere Politik, für unsere Presse, für unsere Justiz und für die „leitenden Männer“ aller dieser Gebiete charakteristisch.

Am einundzwanzigsten Oktober 1869 beantragte der Abgeordnete Virchow im preußischen Abgeordnetenhaus die allgemeine Abrüstung; ungefähr zur selben Zeit forderte in Frankreich Renan die Verminderung des Heeres. Solche Irrungen reicher Geister wären heute hüben wie drüben unmöglich. Wir zumal wissen, daß Deutschland gerüstet bleiben muß; es ist nicht einmal mehr nothwendig, das „Toujours en vedette!“ geographisch und historisch zu begründen. Dem deutschen Volk ist in Fleisch und Blut übergegangen, daß Deutschland ein Machtstaat bleiben muß. Deutschlands Kern aber ist Preußen: und deshalb gilt der Satz für Preußen mit besonderer Eindringlichkeit.

Nun sind jetzt alle bürgerlichen Parteien „national“. Das heißt: sie bewilligen jede militärische Forderung der Regierung (Es ist für die Zeitstimmung charakteristisch, daß die Worte „national“ und „militärfromm“ im politischen Sprachgebrauch durch Gleichheitstriche verbunden werden.) Nur die Sozialdemokratie lehnt die militärischen Forderungen im Rahmen des Budgets grundsätzlich ab. Die Regierung kann deshalb jede politische Forderung, die der Sozialdemokratie nützen würde, mit dem Hinweis darauf unerfüllt lassen, daß die Verstärkung der Sozialdemokratie Preußens Eigenschaft als Machtstaat schwäche und daß sie nicht verantworten könne, eine solche Schwächung herbeizuführen. Darauf läßt sich nur antworten, im preußischen Abgeordnetenhaus werde ja nicht über das Militärbudget entschieden und man dürfe vielleicht hoffen, daß die Sozialdemokratie ihr Vaterland nicht wehrlos machen werde. Aber diese Antwort ist kein sehr triftiges Argument, denn eine starke Vertretung der Sozialdemokratie im Abgeordnetenhaus würde auch ihre Position im Reichstag stärken. Und wenn wir auch nicht daran zweifeln wollen, daß die Sozialdemokratie in der Stunde der Gefahr dem Vaterland ihre Kraft nicht versagen würde, so bedarf doch gerade die Armee einer unablässigen,

lückenlosen Vorbereitungarbeit, die nicht durch die Antipathie einer parlamentarischen Partei in Frage gestellt werden kann.

Das ist meines Erachtens der einzige wichtige Grund, der gegen eine Uebertragung des Reichswahlrechtes auf Preußen spricht. Wir wissen, daß das allgemeine Wahlrecht nicht ideal ist, aber wir wissen auch, daß es kein ideales Wahlrecht giebt. Es ist einfach, volkstümlich, das einzige einigermaßen vollwerthige Korrelat der allgemeinen Dienstpflicht und hat jedenfalls den Werth einer fruchtbaren Illusion. Die anderen Wahlsysteme sind komplizirt, künstlich, widersprechen den Lieblingideen der Zeit und verbürgen durchaus nicht ein im Sinn des Staatswohls „besseres" Ergebniß. Eine Mehrstimme für den Aelteren? Alter schützt vor Thorheit nicht. Für den Examinirten? Man kann sehr gelehrt und zugleich sehr ungebildet, namentlich politisch ungebildet sein. Für den Besitz? Die Berechtigung dieser Bremsvorrichtung versteht unsere proudhonistisch empfindende Zeit nicht mehr. Also das Reichswahlrecht wäre auch für Preußen vielleicht das beste, schon weil es (was die Noth der Zeit dringend fordert) unser Volk politisirt. Aber das Bedenken gegen eine Verstärkung der Sozialdemokratie ist berechtigt. Sagen wir also offen: Wir treiben militaristische Politik.

Nicht nur den Zielen, sondern auch den Motiven nach. Hätte Fürst Bülow gewagt, die berechtigte Forderung einer Wahlrechtsreform so schroff abzulehnen, wenn der König von Preußen nicht einem zuverlässigen Heer von vielen hunderttausend Köpfen beföhle? Wenn Friedrich der Große (so berichtet Macaulay) von der abfälligen Kritik eines Unterthanen hörte, fragte er nur höhnisch: „Wie viele Tausend hat er hinter sich?" Die preußische Regirung weiß, wie „stark" sie ist; deshalb läßt sie sich auf keine Diskussion ein und sagt einfach: Nein. Fürst Bülow wußte, daß es sich nur um eine Machtfrage handelt; und auch die Massen fühlten es, die neulich demonstrirten. Wer (Das ist hier die Frage) wird schließlich siegen? Ich glaube: die Massen. Sehr möglich, daß Wilhelm der Zweite der demokratischen Suggestion noch widersteht; sehr fraglich, ob nicht schon sein Nachfolger auf der ganzen Linie nachgibt. Der atmosphärische Druck wird stärker: und eines Tages zwingt er, den Widerstand aufzugeben. Dagegen hilft kein Monarchenbewußtsein.

Eben deshalb hat Fürst Bülow sich in der Stunde, in der die Konservativen ihm zujubelten, selbst gerichtet. Vom Staatsmann fordern wir, daß er in den Volksbewegungen das tief Begründete vom Zufälligen unterscheiden könne. Das tief Begründete ist hier der berechtigte Wunsch des Volkes, die politische Macht, unter Verzicht auf feinste Abmessung, möglichst gleichmäßig zu vertheilen. Das Zufällige ist die Formel des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts. Hätte Fürst Bülow gesagt: „Das schon vom Fürsten Bismarck gebrandmarkte System darf nicht länger fortdauern und wir wollen einen rüstigen Schritt vorwärts thun; aber die Haltung der

Sozialdemokratie verbietet uns, in Preußen das Reichswahlrecht einzuführen", so hätte kein unbefangen Urtheilender ihn verdammt. Die Antwort, die er gab, mußte auch Den empören, der nicht glaubt, daß das allgemeine Wahlrecht ein Allheilmittel gegen die Gebrechen des staatlichen Organismus ist. Sie lautete, wenn man ihren Lapidarstil sinngemäß umschreibt: „Die preußische Regierung denkt nicht daran, den Wünschen des Volkes, deren Berechtigung sie nicht verkennt, in absehbarer Zeit zu entsprechen, denn sie hat keine Lust, sich mit der konservativen Partei zu überwerfen, und sie braucht für ihr Verhalten den Volksvertretern keine ausführliche Begründung zu geben, weil sie, gestützt auf das Heer, die Macht besitzt." Passez outre! Besäße sie diese Macht nicht, so hätten wir heute in allen großen Städten Preußens Aufstände. Nur die Furcht vor der Salve hat sie unterdrückt. Wir sind ein Volk des Handels und Gewerbefleißes geworden, sind außerdem durch zweihundertjährige Zucht an Gehorsam gewöhnt und Märtyrer- und Rebellenthum liegt uns nicht. Doch die große Mehrheit der politisch interessirten Bevölkerung wünscht eine durchgreifende Reform des Wahlrechtes und dieser Mehrheit ist am zehnten Januar von der „kleinen, aber mächtigen Partei", der sich für diesen Tag ein Theil der um ihren Geldschrank zitternden Bourgeoisie verbündet hat, Gewalt angethan worden. Fürst Bülow hat auch deshalb so leichtes Spiel, weil er tief in die Herzen unserer Liberalen gesehen hat, die ja von der Einführung des Reichstagswahlrechts den Bankerot fürchten. Der preußische Ministerpräsident ist durch das Parlament und er ist, was ihm wichtiger ist, auch durch die Krone gedeckt. Die Krone erscheint als Gefangene der herrschenden Kaste. Daß dieser Schein nicht gemieden wurde, war ein Fehler. Mit der Verantwortung für diesen Fehler wird die Geschichte den Fürsten Bülow belasten (wenn in Preußen die Minister auch nur die Intentionen des Königs ausführen). Klug wäre es gewesen, entgegenzukommen. Natura non facit saltus, ne mens quidem. Auch die Politik soll den Sprung ins Dunkle meiden; sie soll sich „entwickeln" (das modische Wort mag auch hier passen). In der Verurtheilung des Dreiklassenwahlrechtes ist die Nation aber so ziemlich einig; die denkende mindestens. Nach einer Erfahrung von fünfzig Jahren war es endlich an der Zeit, das Ueberlieferte umzubilden. Fürst Bülow aber spielte den starken Mann und Herr von Moltke drohte mit den „äußersten Machtmitteln". Die beiden Herren sollten lieber mit hervorragenden Leistungen drohen und uns beweisen, daß wir die Demokratisirung des Wahlrechtes nicht zu fordern brauchen. Auf die Erklärung des Fürsten Bülow paßt das Wort der Staël: „Brûler n'est pas répondre".

Machtpolitik ist nothwendig. Wir wissen es wohl: Wir müssen erst leben, um philosophiren zu können. Aber der Staat ist nur als Schild und als Gefäß der nationalen Kultur zum Dasein berechtigt. Fördert die Regierung nun die Kultur, wenn sie die Herrschaft über den preußischen Staat in den

Händen einer (trotz wundervollen Ausnahmen) rückständigen Kaste läßt? Ich zweifle; denn nicht in den Schichten, sondern in den Individuen ruht das Herrschervermögen und das einzige Mittel, die nationalen Leistungen zu steigern, ist die Erweiterung der Auslese. Doch mit solchen Erwägungen dürfen wir dem Fürsten Bülow nicht mehr kommen Er hat auf jede Initiative verzichtet, weil sie dem Interesse der herrschenden Kaste widerspricht, und ignorirt die Ansicht der überwältigen Mehrheit der Nation. Er thäte gut, von nun an im Parlament in Uniform zu erscheinen, denn er stützt sich, wenn er es auch nicht ausspricht, nicht auf Argumente, sondern auf Bayonnettes und sein neuster Wahlspruch ist: „Passez outre!" Neupreuße vom Scheitel bis zur Sohle.

Ein anderes Beispiel. Soeben ist die Enteignung für gewisse Bezirke des Ostens beschlossen worden. Nicht ganz nach dem Vorschlag der Regierung, doch in ihrem Sinn. Nun ist ja möglich, daß unsere Ostmarkenpolitik, die durch Indifferenz der Nation, Inkonsequenz der Regirung und Unfähigkeit der Bureaukratie dem Bankerot entgegengeführt worden war, nur durch eine Maßregel der offenen Gewalt gerettet werden konnte. Trotzdem bleibt bemerkenswerth, daß die parlamentarische Majorität fast völlig darauf verzichtete, der Regirung ihr Sündenregister vorzuhalten, und sich nach unbeträchtlichem Widerstand zur Bewilligung entschloß. Es handelte sich doch wahrlich um keine Kleinigkeit. Das Eigenthum ist das Fundament der heutigen Gesellschaftordnung. Es ist etwas Anderes, ob in einem Einzelfall Herr Schulze aus Gründen wirthschaftlicher Utilität zum Verkauf eines Grundstückes gezwungen wird oder ob Millionen von Staatsbürgern entrechtet werden. Denn über die Wirkung einer politischen Maßregel entscheidet nicht die juristische Rechtfertigung (die sich stets erdüfteln läßt), sondern die Impression, die das ganze Volk von ihr empfängt. Und diese ist, daß die Polen von uns entrechtet werden. Leichten Herzens, nicht unter dem unentrinnbaren Zwang einer nationalen Nothlage. Für eine solche hat die Regirung den Nachweis nicht erbracht; nur für die Ansiedlungskommission ists ihr gelungen. Zugleich ist ein zweiter Schlag gegen die Polen geführt worden: die Beseitigung der polnischen Sprache aus den öffentlichen Versammlungen. Diese Verordnung wird der polnischen Bewegung nicht den geringsten Schaden thun, sie wird ihr nur noch mehr den konspiratorischen Charakter aufprägen, den wir schon jetzt an ihr beklagen, und ihre Kraft und Schnelligkeit mehren. Auch diese Bestimmung ist für einen Menschen, der gesund empfindet und gerecht denkt, gewiß keine Lappalie; denn auch hier liegt eine schwere Beeinträchtigung der bürgerlichen Rechte vor. Ist schon nicht leicht verständlich, wie ein Parlament einer Regirung vom Stil der heute in Preußen schaltenden die wuchtige Waffe des Enteignungrechtes in die Hand geben kann, so läßt die Nonchalance, mit der die Frage der Versammlungsprache behandelt wird, eben so wenig einen günstigen Rückschluß auf das

Billigkeitgefühl und den Weitblick unserer Politiker zu. In einem Staate, der mit solchen Mitteln arbeitet, ist schließlich Alles möglich; jede unbequeme Partei kann da mundtot gemacht werden.

Passez outre! Die Losung galt auch für den Prozeß Moltke-Harden, der noch lange nachwirken wird. Die Gutachten der ersten juristischen Autoritäten vermochten den Staatsanwalt nicht aufzuhalten; dem Angeklagten wurde durch die Ausschaltung jeder politischen Erörterung die Vertheidigung ungemein erschwert und der Beweis einer Behauptung zugemuthet, die er niemals aufgestellt hatte; die Entlastungzeugen wurden eindringlichster Seelenerforschung unterworfen, die Belastungzeugen liebevoll durch alle Fährlichkeiten hindurchgeleitet; die Urtheilsbegründung ignorirte völlig die Aussage des Geheimraths Schweninger, als ob sie gänzlich belanglos oder unglaubwürdig wäre. Der ganze Prozeß war in seiner Einleitung und Durchführung eine einzige Illustration des französischen Wortes. Und in der Presse war und ist es fast unmöglich, ein Wörtchen der Aufklärung zu sagen. Die selben Redakteure, die so oft gegen den Absolutismus des Staatsanwaltes, diesen Krebsschaden der heutigen Justiz, geeifert hatten, fanden es jetzt verdienstlich, daß er mit den Allüren des Selbstherrschers über die Bedenken der hervorragendsten Juristen hinwegschritt. Die selben Redakteure, die in dem Prinzip der Oeffentlichkeit das Palladium der politischen Moderne verehren, begeisterten sich für die Verhandlung hinter verschlossenen Thüren. Die selben Redakteure, die in jedem Leitartikel der Freiheit eine Gasse bahnen, plaidirten für strengste Einschränkung der Vertheidigung. Niemand durfte „im Rahmen des Blattes" zu Wort kommen, der nicht in das zur Verfluchung benutzte Horn stieß. Die Prozeßberichte wurden gefärbt, entstellt, gefälscht. Erträglich war es noch, wo Neid und Haß sich zucht- und zügellos entblößten, Ekel erregend aber das Gebahren der „vornehmen" Kollegen, die auf der ersten Seite überlegene Objektivität heuchelten und auf der vierten in den kleinen Nachrichten und Telegrammen ihre „Partherpfeile" gegen den Herausgeber der „Zukunft" abschossen Wahrheit und Freiheit, Achtung und Duldung einer anderen, wohlbegründeten Ansicht, zuverlässige, unparteiische Informirung des Lesers: Alles fürs Schaufenster, Alles nur Blendwerk ohne Nutzwerth. Ein unbequemer Gegner: Passez outre!

Ich habe oft die Franzosen verlacht und verhöhnt, die zwischen dem Deutschland von einst und dem von heute unterscheiden und von dem großen Kriege den Niedergang des deutschen Volkes datiren wollten. Noch klingt es mir wie eine Lästerung, gegen die sich mein Gefühl empört. Manchmal aber ist mir, als ob eine Dosis Ideologie uns bitter noththäte, mindestens eben so sehr wie eine starke deutsche Flotte. Denn mir scheint: all in unserem Machtkultus sind wir nicht nur dümmer, sondern auch feiger geworden.

Eduard Goldbeck.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt eine Prospektkarte bei der im Verlage von **Albert Langen, München** erscheinenden

Halbmonatsschrift „März".

Wir bitten dem Prospekt freundl. Beachtung schenken zu wollen.

*

Berliner-Theater-Anzeigen

Gebr. Herrnfeld-Theater, Kommandantenstr. 57.

Heute und folgende Tage Abends 8 Uhr:

Die Anton und Donat Herrnfeldsche Novität **Papa und Genossen** Komödie in 2 Akten.

Vorher: „Madame Wig-Wag"

mit den Autoren Anton und Donat Herrnfeld in den Hauptrollen.

Vorverkauf täglich von 11—2 Uhr (Theaterkasse).

Kleines Theater.

Freitag, den 24. und Montag, d. 27./1. 8 U. **Der Unsichere**

Sonnabend, den 25. und Sonntag, den 26./1. 8 U. **Mandragola**

Sonntag, Nachm. 3 U. **Maria Magdalene**

Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Lustspielhaus in Berlin

Freitag, d. 24., Sonnabend, d. 25., Sonntag, d. 26., Montag, d. 27. und Dienstag, d. 28./1. 8 U.

Panne

Sonntag, den 26./1. Nachm. 3 Uhr Premiere

Ein toller Einfall.

Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Berliner Theater.

Gastspiel des Neues Operetten Theater.

Freitag, den 24., Sonnabend, den 25., Sonntag, den 26., Montag, d. 27., Dienstag, d. 28./1. 8 U.

Blaubart.

Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Chat noir

Friedrichstr. 165 Ecke Behrenstr.

Dir. **Rudolph Nelson**

Täglich 11 bis 2 Uhr Nachts

Neues Programm!

LENE LAND a. G.

Willi Prager a. G.

Theater Folies-Caprice

Berlins Tagesgespräch:

Mal was Anderes

Revue in 3 Bildern.

Dunkle Punkte.

Eine anständige Frau.

Anfang 8 Uhr.

Theater Folies-Bergère

Jägerstrasse 63a.

Heute und folgende Tage:

Gastspiel

Freiherr von Schlicht

Maria La Bella — Anfang $8\frac{1}{2}$ Uhr — **Mila Barry**

Preise der Plätze: 6, 5, 4, 3, 2 Mk.

3 Verkäufe

grosser Objekte

vermittelten wir wieder

in 3—5 Wochen

nach Erteilung des Auftrages.

Wir suchen für weitere

kapitalkräftige Reflektanten

noch nachweisbar rentable **Fabriken. Engros- und Ladengeschäfte**, auch **Güter, Grundstücke** und **gewerbl. Unternehmen** zum

Ankauf oder Beteiligung.

Fischer & Kuhnert, Leipzig 11.

Für Käufer kostenfreier Nachweis

nur solider Objekte in jeder Preislage und Branche über ganz Deutschland.

Floegel's

Geschichte d. Grotesk-Komischen

aller Zeiten u. Völker. 5. Aufl. 476 Seit. m. 41 zumeist farbig. interess. Tafeln. 9 M geb 12 M.

Das Geschlechtsleben in England

m. bes. Bezieh auf **London.** Von Dr. **Eug. Dühren** 3 Bde. 30 M. Geb. M. 34.50. **Einz. käuflich:**

I. **Ehe u. Prostitution**
II. **Die Flagellomanie**
III. **Die Homosexualität**
à 10 M. Gebund. $11\frac{1}{2}$ M.

und andere Perversitäten.

Die sexuelle Osphresiologie

d. Beziehgen. d. Geruchsinnes u. der Gerüche zur **menschl. Geschlechtstätigkeit.**

Von Dr. A. Hagen. 2. Aufl. 06. M 7. Geb. 8 M.

Ausführl. Prospekte üb **kultur- u. sittengeschichtl.** Werke grat. frco.

H. Barsdorf, Berlin W.30. Landshuterstr. 2.



Stottern heile unt. jed. Gar oft in 8 Tag. Abz. nach W. Anst. **C. Buchholz.** Hannover 2. Nordmannstr. 14.

Wald-Wohnung gesucht!

Wer ist so edelgesinnt u. biet. pens. ledig., ganz anspruchlos., schlesisch. Subalternbeamt., gr. Tierfreund, nur kleinere Reichspension beziehend, ohne jeglich. Vermög., in nicht teur. Gegd., waldige bevorzugt, ruhige, einfache, tunl. billige Wohnung **ohne** Bekōstigung unt. **Heim** Expediton der Zukunft Berlin SW. 48. Pensionate ausgeschl. Familienanschluß wird nicht beansprucht.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buch orm, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

15, Kaiserplatz, Berlin-Wilmersdorf, Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

„Observer" Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien I, Concordiaplatz 4,

liest alle hervorragenden Tagesjournale, Fach- und Wochenschriften aller Staaten und versendet an seine Abonnenten

Zeitungs-Ausschnitte

über jedes gewünschte Thema.

Prospecte gratis.

Wohlbekömmlicher **unverfälschter**

1905er Rotwein zu 70 Pfg.

p. Ltr. im Faß v. 30 Ltr. od. p. Fl. m. Glas in Kist. v. 12 Flaschen an. Preisl. u. kl. Probe umf. 2 gr. Probefl. geg. Mk. 1.90 franko. **C. O. Rühlmann,** Weinkellerei, **Coblenz a. Rh. 463.**

Geschäftliche Mitteilungen.

Eine hygienische Notiz für den Winter. Wer im Winter erkrankt, soll schnell eine rationelle Kur vornehmen und sie nicht bis zum nächsten Sommer verschieben. Dieses richtige Verständnis für rechtzeitiges Einschreiten gegen Störungen im Organismus lässt darum auch die **„Winterkuren"** immer allgemeiner werden, und für solche wird besonders die italienische Riviera von Leidenden und Erholungsbedürftigen aufgesucht. Für letztere mag dies auch wohl genügen, ebenso ist für die an Erkrankung der Atmungsorgane Leidenden der Aufenthalt im Süden von Nutzen, aber für die jetzt so zahlreichen Neurastheniker, für Herzleidende und an Stoffwechselkrankheiten und besonders Verdauungsstörungen Leidende ist das geräuschvolle Leben an der Riviera unbedingt schädlich, denn zu einer für ihren Zustand erfolgreichen Kur bedürfen sie vor allem der absoluten Ruhe. Für solche Leidende ist darum, an Stelle der im Winter geschlossenen Badeorte, dann stets der Besuch eines Sanatoriums ratsam, wobei aber nur eine für **Winterkuren** speziell eingerichtete Heilanstalt in Betracht kommen kann. Als solche gilt in kompetenten Aerztekreisen das bekannte Sanatorium **Oberwaid bei St. Gallen (Schweiz),** dessen gesamte Anlage für den Winterbetrieb fürsorglich eingerichtet ist. Ueber die auch im Winter sehr angenehmen gesellschaftlichen Verhältnisse im Sanatorium Oberwaid besagt alles Nähere der von der Anstaltsdirektion kostenfrei zu beziehende ausführliche Prospekt.

In ganz neuer Gestalt und mit erheblich erweitertem und verbessertem Inhalt ist soeben der Zeitungs-Katalog der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** für das Jahr 1908 erschienen. Durch die Trennung des eigentlichen Zeitungs-Kataloges von der Schreibmappe, — letztere elegant in Leinen gebunden mit Notizkalender und einer Auswahl wichtiger gesetzlicher Bestimmungen, — ist unzweifelhaft ein großer Fortschritt erzielt worden. Die Veränderung des Formats hat die Handlichkeit und Uebersichtlichkeit des Werkes, das sich jetzt in einem stattlichen Band in Lexikonformat präsentiert, ganz erheblich erhöht. Neue Rubriken, wie: Höhe und Breite der Druckfläche einer Annoncenseite, Breite der Reklamezeile, vervollkommen seinen Inhalt, und ein breiter leerer Raum längs der Textseiten gibt die Möglichkeit, neben dem Titel jeder Zeitung Notizen zu machen; auch Rud. Mosse's Normal-Zeilenmesser ist in dem Katalog wieder enthalten. Gutes Papier und eine sorgfältige typographische Ausstattung verleihen dem Werk auch äußerlich einen vornehmen Charakter.

Bestellungen

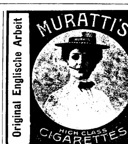
auf die

Einbanddecke

zum 61. Bande der „Zukunft"

(Nr. 1—13. I. Quartal des XVI. Jahrgangs),

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum Preise von Mark **1.50** werden **von jeder Buchhandlung** od. **direkt** vom **Verlag der Zukunft, Berlin** SW. 48, **Wilhelmstr. 3a** entgegengenommen.


Original Englische Arbeit
MURATTI'S
HIGH CLASS
CIGARETTES
Keine Fabrik in Deutschland



Für Inserate verantwortlich: Rob. Bönig. Druck von G. Bernstein in Berlin.